Zeitschrift: Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich

Herausgeber: Geriatrischer Dienst, Stadtärztlicher Dienst und Psychiatrisch-Psychologische Poliklinik der Stadt Zürich

Band: - (1994-1995)

Heft: 46

Rubrik: Impressionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Impressionen

V. Humm

In der Reisetasche, die mich ins Berner Oberland begleitete, steckte auch ein Ringheft. Ich hoffte auf Ideen für meine nächsten Impressionen, die, das wusste ich gut genug, bald fällig sein würden. Aber weder im Zug - ich schaute hinaus in die bekannten Gegenden, den Schreibblock auf den Knieen, am Kugelschreiber kauend - noch droben bei der Familie meines Sohnes wollten sich brauchbare Gedanken einstellen, und die spöttische Frage meines Pflichtbewusstseins liess sich nicht mehr überhören: "Was machsch, wänn dr nüüt in Sinn chunnt?"
Für den Sonntagnachmittag war eine Ausfahrt geplant. Wir kletterten in den dunkelblauen Subaru-Bus, der wartend auf dem Platz vor dem Konsumhaus stand. Niklaus setzte sich ans Steuer.
"Jä - fahrsch d u ?"
"Gwüss. Wär de süsch?" fragte er zurück, als sei nur er des Autofahrens kundig.
Er steckte den Zündschlüssel ein, der Motor sprang an und schon rollte das Auto hinaus auf die Strasse und kurvte hinunter ins Tal. Ich sass hinter meinem Enkel, der so selbstverständlich chauffierte, als führe er seit Jahren Auto, nicht erst seit wenigen Wochen. Wie er mich an seinen Vater erinnerte - und an seinen Grossvater! Eine Filmspule begann, sich rückwärts zu drehen.
Wie waren beide stolz auf ihren Fahrausweis gewesen und - noch keineswegs im Besitze eines eigenen Autos - wie hatten sie darauf gebrannt, ihre neu erworbenen Künste unter Beweis zu stellen.

Martin's Vater hatte das Autofahren aus beruflichen Gründen lernen müssen. Unsere erste grosse Reise ging - vor 43 Jahren - mit einem Mietauto auf Exkursion nach Frankreich. Noch fehlte dem Mann am Steuer die gelassene Sicherheit eines Routiniers. An einem kalten, nassen Märztag erreichten wir Paris. Die Angestellten der "Metro" streikten, und das Chaos auf den Strassen vermochte auch geübtere Fahrer aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Unser kleiner Peugeot 202 kreiste auf der Place de l'Etoile. Nervös suchte sein Lenker nach einer Fluchtmöglichkeit. Es war ihm nicht geheuer in diesem Zirkus der ihn umrundenden, eiligen, drängenden Autos, die wild hupten, wenn sie erkannten, dass da einer war, der offensichtlich nicht wusste, wie und wo er einspuren sollte. Mit einem vaterländischen Fluch trat mein Chauffeur aufs Gaspedal und pfeilte todesmutig aus dem verrückten Reigen heraus, irgend in einen der Boulevards hinein, die in den Platz münden. Dann stellte er den Motor ab. "Jetzt mues ich en Kafi ha!"

Auf derselben Frankreichfahrt kamen wir - spät abends - nach Vitry-le-Francois - die erste Ruinenstadt, die wir sahen. Von den Häusern rund um den Hauptplatz standen nur die Fassaden, die Fenster waren klaffende Löcher in den Mauern. Gespenstisch schien der Mond hindurch, wenn die ziehenden Wolken ihn freigaben. Hier herrschte kein Verkehr; langsam rollte unser Peugeot über den toten Platz. Wir wussten nicht, wann die Stadt zerstört worden war - während des Rückzuges der deutschen Truppen? Der Anblick dieser Ruinen, die geisterhafte Stille, machten uns sprachlos. Warum war u n s solches Schicksal erspart geblieben?

Wir überquerten auch manchen Pont provisoire und sahen auf nicht mehr genutzten Gleisen zerschossene Eisenbahnzüge, verrostete, verbeulte Wagenreihen mit geborstenen Dächern. Die Kriegsjahre waren in diesem März 1951 vielerorts noch gegenwärtig.

Später, als wir immer öfter in Frankreich zu tun hatten, kauften wir ein eigenes Auto. Konnte es für uns - francophil wie wir waren - etwas anderes geben als einen 2 CV - ein Döschwöli?

In diesem kleinen, so wunderbar schaukelnden Wagen fuhren wir während Jahren durch halb Süd- und Westfrankreich. Es war herrlich! Noch heute stimme ich jenen bei, die sagen, ein 2 CV sei kein Auto, sondern Ausdruck einer gewissen Lebensphilosophie.

Etwas beschämt muss ich gestehen, dass unser Autöli anfangs für mich fast so etwas wie eine Trophäe bedeutete. Das mit dem "Statussymbol" hatte durchaus seine Richtigkeit. Ich wurde nach einer Klassenzusammenkunft mit unserem 2 CV abgeholt. "Jetzt händ au mir es Auto!" dachte ich mit nicht geringem Stolz. Ich hatte keinen "gelehrten Herrn" zum Ehegemahl wie die meisten meiner Kameradinnen. Während lan-

ger Zeit mussten wir den Gürtel sehr eng schnallen - aber nun hatten wir es doch zu einem eigenen Auto gebracht. Nie werde ich vergessen, was ich beim Einsteigen empfand, obschon es kaum beschreibbar ist. Ich kam mir irgendwie aufgewertet vor, gesellschaftlich endlich den anderen ebenbürtig, was mich mit naiver Freude und Befriedigung erfüllte.

Für die ersten Fahrten mit Martin musste ebenfalls ein Auto gemietet werden. Anfänglich war uns die Schweiz gross genug - dann folgte das Elsass und schliesslich besuchten wir sogar Südfrankreich, auf einer Tour de nostalgie.
Als er sich ein Auto kaufen konnte, war es selbstverständlich auch ein 2 CV, ein gelb/grünes Truckli. Vor 22 Jahren trug es uns durch England, von London nach Wales. Als Kompass diente eine violett getönte Glaskugel, die sich in einem Gummiring drehen konnte. Den Ring klebte man neben sich auf den Sitz - die Kugel zeigte unentwegt nach Norden. Und ich studierte eifrig die Road Map.
"Croeso I Gymru" war am zweiten Tag auf einer schlichten Tafel zu lesen, die im dichten Gras am Strassenrand stand. Welcome to Wales. An jenem Abend wählten wir für unseren Zeltplatz eine weite einsame Wiese inmitten einer Hügellandschaft. Neugierige Schafe schauten uns zu, und vor dem Einnachten tanzten zahllose stechfreudige Mücken um uns, wir konnten uns ihrer kaum erwehren. Als es dunkel wurde, verschwanden sie - und am Himmel leuchteten tausend, tausend Sterne auf, so klar, wie man sie bei uns selten sieht. Wir sassen vor dem Zelt, staunten in die zaubervolle Nacht hinein und plauderten. Nichts war zu hören als hie und da das sanfte Blöken eines Schafes.
Am anderen Morgen fuhren wir der walisischen Küste entgegen. Sie war damals noch wohltuend touristenarm. Immerhin, in Haverfordwest gerieten wir auf der Suche nach einem Restaurant in eine Hippy-Versammlung. Man versperrte uns den Weg und rief uns - halb spöttisch, halb drohend - entgegen: "You French froggy - you'll have to wait!" Nur dank der Hilfe eines Polizisten konnten wir weiterfahren.
Im Leuchtturm von Strumble Head waren wir jedoch die einzigen Besucher. Strumble Head ist eine kleine, nackte Felseninsel, mit dem Festland durch eine gewaltig verstrebte eiserne Brücke verbunden.

Martin, der vorher während einiger Wochen auf der Shetlandinsel Fair Isle gearbeitet hatte, diskutierte in seinem köstlichen Englisch eifrig mit dem Leuchtturmwärter. Er wollte wissen, was bei einem Stromausfall passiere. In Fair Isle war es nur Kerosin gewesen, das die Energie lieferte. Werde der Strom vom Festland unterbrochen, erklärte man uns, arbeite man mit eigenen Generatoren, und wenn auch diese versagten, würden die Scheinwerfer an Batterien angeschlossen, wobei dann das Drehwerk an schweren Gewichten laufe - ähnlich einer Uhr. Die Scheinwerfer müssen sich ja unaufhörlich drehen, in ewig gleichem Rhythmus, und des Nachts ihre Lichtkegel über das schwarze Wasser gleiten lassen. Möven schrieen, gewaltig brauste der Wind, das Meer rauschte und tosend brachen sich seine Wogen an den steilen Felsen des Inselchens. Es fiel mir nicht leicht, wieder zum Auto zurückzukehren.
Auch auf unseren Streifzügen dem Meer entlang waren wir meist allein. Ich suchte Muscheln und hübsche Steine, angetan mit einem dikken Pulli und einem Kopftuch, während es Martin hie und da wagte, in die heranrollenden Wellen zu steigen.

Ich selber habe das Autofahren nie gelernt. Der einzige Versuch endete mit einem kläglichen Fiasko. Während eines Ferienaufenhaltes fand Martin's Vater, es sei an der Zeit, dass er mir diese Kunst beibringe. Auf einem schmalen Strässlein, nahe dem jungen Rhein und fernab vom Verkehr, liess er mich ans Steuer sitzen.
"So - gib jetzt Gas!"
Zaghaft, viel zaghafter als bei meiner elektrischen Nähmaschine, trat ich aufs Pedal. Nichts passierte.
"Schtärcher natürli!"
Ich klammerte die Hände ums Steuerrad und drückte kräftig auf den Fusshebel. Ruckartig setzte sich das Wägeli in Bewegung, geradewegs dem Fluss entgegen.
"Was machsch eigetli?"
"Ich mache doch nüüt!" rief ich verzweifelt.
"Ebe machsch nüüt, Gopfriedschtutz - du muesch schtüüre!"
Er griff energisch ins Lenkrad und drängte mich vom Platz.

Zerknirscht kroch ich hinter ihm auf den Mitfahrersitz. Nun ging es geradeaus - und Martin's Vater kommentierte, weiterhin schimpfend, meine Ignoranz.
Ich habe mich nie mehr ans Steuer eines Autos gesetzt. Zum Autofahren komme ich nur, wenn ich dazu eingeladen werde, was nicht oft geschieht. Noch immer habe ich meinen Spass, in einem Auto zu sitzen - doch mehr und mehr begleiten mich ängstliche Gefühle. Wenn bloss nichts passiert...
Vieles habe ich nur dank eines Autos kennen lernen können. Wäre ich je durch die Dörfer der Gasconne gekommen, je ins wilde Tal des Loup, je nach Aberystwith oder gar nach Sarajewo?
Aber: der Drang des Menschen nach immer grösserer Mobilität schafft schwerste Probleme - der "Moloch Verkehr" hat seinen beträchtlichen Anteil an Umweltschäden und fordert sogar Menschenopfer. Auch Martin's Vater gehörte dazu. Die Widersprüchlichkeiten sind enorm.

Und trotzdem wage ich es, meine Sommer-Impressionen dem Autofahren zu widmen, angeregt durch einen grossen, dunkelhaarigen Mann, der mein Enkel ist.